

Einleitung

Barbara Rendtorff, Birgit Riegraf, Claudia Mahs



Die Entwicklung gesellschaftlicher Geschlechterverhältnisse ist gegenwärtig durch unübersehbare Widersprüche zwischen und innerhalb von Diskursebenen und gesellschaftlichen Bereichen gekennzeichnet. So stehen Zuwächse an Karriere- und Freiheitsspielräumen, die mit einer Infragestellung tradiertter Männlichkeits- und Weiblichkeitskonzeptionen einhergehen, teilweise direkt neben persistenten geschlechterbezogenen Ungleichheiten. Auf manchen Ebenen scheinen Frauen von gesellschaftlichen Modernisierungsprozessen zu profitieren, gleichzeitig bestehen ökonomische Benachteiligungen und stereotype Zuschreibungen unvermindert weiter. Diese Gemengelage von widersprüchlichen Geschlechterkonzeptionen, sozialen Positionierungen und Erwartungen, gesellschaftlichen Anforderungen und Herausforderungen an die Selbstpositionierung von Gesellschaftsmitgliedern trifft in den jeweiligen gesellschaftlichen Bereichen auf verschiedene Ausgangssituationen und ruft Gegenreaktionen hervor, die je nach Kontext Männlichkeit oder aber Weiblichkeit als bedroht und in der Krise sehen und Forderungen nach einer Wiederherstellung von Eindeutigkeiten aufrufen. Dabei weisen die Argumente von Akteuren und Institutionen selbst in ein und demselben Bereich gelegentlich in völlig unterschiedliche Richtungen. So stehen etwa Vorwürfe an junge Frauen, dass sie sich aufgrund ‚traditioneller‘ Orientierungen zu stark auf soziale Berufe konzentrieren würden (und etwa den MINT-Fächern ausweichen), neben Kritiken im Bildungssystem, dass ‚zu viele‘ Frauen der Bildung von Jungen abträglich seien, und neuerdings wieder aufkommenden Überlegungen, inwieweit es für Kinder nachteilig sei, wenn Mütter erwerbstätig sind. Auch wurden gerade die traditionell feminisierten Tätigkeitsfelder (Care, familiäre Sorge) überwiegend nicht zwischen den Geschlechtern umverteilt, sondern werden zwischen Frauen unterschiedlicher sozialer und kultureller Herkunft verteilt, ökonomisiert und ausgelagert (Aulenbacher et al. 2014). Durch alle diese gegenläufigen Entwicklungen geraten die einzelnen Gesellschaftsmitglieder zunehmend in ein Spannungsfeld

antagonistischer und ambivalenter Erwartungen an einander und an sich selber, deren Bewältigung jedoch nicht als strukturelle gesellschaftliche, sondern überwiegend als individuelle Problematik erscheint. Aus diesen Entwicklungen ergeben sich eine Reihe von Fragen, wie:

Wie sind diese Widersprüche theoretisch, empirisch, aber auch in ihrer jeweiligen Wirkung einzuschätzen? Handelt es sich überhaupt um ‚Widersprüche‘? Oder haben wir es lediglich mit ‚Rhetorischen Modernisierungen‘ zu tun? Sind diese Ungleichzeitigkeiten Ausdruck und notwendige Begleiterscheinung eines noch nicht abgeschlossenen dynamischen Entwicklungsprozesses? Und was wären jeweils die politischen und die geschlechtertheoretischen Konsequenzen?

Zu all diesen Fragen haben Geschlechterforscher*innen unterschiedlicher Disziplinen in einer Reihe von der Fritz Thyssen Stiftung wesentlich mitfinanzierten Werkstattgesprächen über eineinhalb Jahre hinweg intensiv gearbeitet.¹ Die für diesen gemeinsamen Austausch- und Arbeitsprozess angefertigten Papiere bilden die Grundlage für die in dieser Veröffentlichung vorgelegten Beiträge – sie sind also Bestandteil und Ergebnis eines ‚lebenden Diskurses‘, der sicherlich noch weitergeführt werden wird.

Von diesem ‚lebendigen‘, noch unabgeschlossenen und dynamischen Forschungsprozess zeugt auch der Titel dieses Bandes. Mit seiner etwas unentschlossenen Wortverwendung signalisiert er eine gewisse Unbestimmtheit – und das ist weder Zufall noch Unzulänglichkeit geschuldet: Der Titel ist, wie der gesamte Arbeitsprozess, Ausdruck einer fragenden, suchenden Haltung angesichts der Widersprüchlichkeiten in der Art und Weise, wie Geschlecht und Geschlechterverhältnisse sich gegenwärtig entwickeln und thematisiert werden.² Im Untertitel ist die Rede vom „Geschlechterdiskurs“ – auch das ein auf den ersten Blick unbestimmtes Wort, weil nicht erkennbar ist, wer diesen Diskurs worüber führt und oder woraus er gespeist wird. Und auch der *slash* zwischen Un- und Gleichzeitigkeit verweist auf die Schwierigkeiten, die sich bei dem Versuch ergeben haben, das Charakteristische der gegenwärtigen Debatten über die Veränderung der Geschlechterauffassungen und Geschlechterverhältnisse zu fokussieren und begrifflich zu fassen.

1 Es handelte sich um ein von der Fritz Thyssen Stiftung von 2016 bis 2018 teilfinanziertes Projekt, beantragt und durchgeführt von Birgit Riegraf und Barbara Rendtorff, mit Unterstützung des Zentrums für Geschlechterstudien/Gender Studies der Universität Paderborn.

2 Siehe z. B. aktuell die absurde Diskussion über die Istanbul-Konvention des Europarats: Wegen der Formulierung „gesellschaftlich geprägte Rollen“ im Text des Übereinkommens, die vorgeblich das „biologische Geschlecht“ in Zweifel ziehen würde, wird die Ächtung von Gewalt gegen Frauen in einigen Ländern ver- bzw. von katholischen oder rechten Gruppen behindert.

Von der Komplexität der Entwicklungen und der Diskussionen zeugt bereits der Diskurs um die Begriffsentwicklung: Im Laufe der vielen Diskussionen hantierten wir auch mit verschiedenen Begriffen, wie ‚Brüche‘, ‚Diskontinuitäten‘, ‚Widersprüchlichkeiten‘ oder auch mit ‚Re-Traditionalisierung‘ und ‚rhetorischer Modernisierung‘. Keiner dieser Begriffe schien uns präzise genug, passend und auch jeder der Begriffe blendet bestimmte zentrale Aspekte der Entwicklung und des Diskurses aus. Zunächst verwarfen wir alle Begriffe, die ein ‚Re-‘ enthalten, auch ‚Re-Traditionalisierung‘ oder ‚Re-Souveränisierung von Männlichkeit‘, die auf den ersten Blick doch durchaus plausibel erscheinen könnten – aber in der Vorsilbe ‚Re‘ liegt doch eine starke vorweggenommene Vereinfachung, eine Komplexitätsreduktion, die zu eindeutig die Vorstellung einer schlichten Wiederholung, der Wiederkehr vergangener Formen und gesellschaftlicher Konstellationen evoziert, auch wenn eine solche Perspektive für die politische Agenda einiger rechter Gruppen durchaus zutreffend erscheint. Auch legten wir den Ausdruck „Rhetorische Modernisierung“ beiseite. Angelika Wetterer (2003) hatte ihn seinerzeit mit dem Anliegen in die Diskussion gebracht, auf einen Verdeckungszusammenhang aufmerksam zu machen, der *eine* Dimension der Entwicklung des Geschlechterverhältnisses, eben die Seite der Zugewinne und der Modernisierungen, betont und dabei die andere, die Persistenz von Ungleichheit, aus dem Blickfeld rückt und zum Verschwinden bringt. In der Entgegensetzung von Differenzwissen und sich verändernden sozialen Praxen schien aber für unser Vorhaben, die gegenwärtige Situation in ihrer Komplexität zu verstehen, doch schon die Gefahr angelegt, der aktuellen Unübersichtlichkeit mit einer zu vorgefertigten Perspektive zu begegnen.

Auch die Begriffe „Diskontinuitäten“ und „Ungleichzeitigkeit“ sind nicht ganz unproblematisch. Beide thematisieren zwar Differenz, aber bei beiden klingt ein Verweis auf die moderne Fortschrittsauffassung und einer kontinuierlichen Entwicklung hin zum ‚Besseren‘ an. Der Ausdruck „Diskontinuität“ betont stärker die Brüchigkeit innerhalb dieses Fortschrittsdenkens, Abbrüche ebenso wie plötzliche und singuläre Entwicklungsschübe. So wie Foucault ihn im Kontext seiner Auffassung einer ‚seriellen Geschichte‘ verwendet, wird über den Begriff „Diskontinuität“ die Einsicht betont, dass historische Entwicklungen wie die sie begleitenden und fundierenden Diskurse als jeweils vorläufig, als sprunghaft, prozesshaft, different und auch als unvorhersehbar aufzufassen sind. Vereinfacht gesagt verändern sich aus dieser Sicht die Auslegungsspielräume für Konventionen und Wahrheitsregeln, so auch die für Weiblichkeit oder Geschlecht, für Sittlichkeit oder Pflicht. Im Unterschied zu den Ausdrücken ‚Bruch‘ oder ‚Brüche‘, die erwarten lassen, dass sich die Bedeutungen eines Sachverhalts – hier: der Geschlechterverhältnisse – abrupt und radikal verschieben, verweist der Ausdruck ‚Diskontinuität‘ gerade im umgangssprachlichen Gebrauch auf eine prozesshaf-

te, wenn auch eben ‚brüchige‘ zeitliche Entwicklungslinie, die von den durch die Vorsilbe „dis“ (= entzwei) gekennzeichneten Ereignissen und Entwicklungen durchkreuzt wird. Unter diesem Label müsste sich die Aufmerksamkeit folglich auf durch ständige Modifikationen gekennzeichnete Umdeutungen, auf schleichende oder beschleunigte, teilweise partielle Verschiebungen von Bedeutungen und Auslegungen richten, die die Transformation gesellschaftlicher Konventionen und Ordnungen bedingen, wobei Brüche mit dem Vorangegangenen ebenso erkennbar sein müssten wie Verwerfungen. Im Kontext von Bildungstheorien und individuellen Bildungsgeschichten hätte der Ausdruck Diskontinuität noch die Dimension individueller Ausgestaltungsfreiheit, sofern sich die Wirkung von Bildungsangeboten immer erst im Nachhinein und insofern uneinschätzbar und unplanbar zeigt – doch würde diese auf die Individuen zurückverweisende Perspektive wenig zum Verständnis der strukturellen gesellschaftlichen Dimension der Problematik beitragen.

Mit der Wortwahl „Ungleichzeitigkeit“ oder „Gleichzeitigkeit des Ungleichzeitigen“ (Schmieder 2017) rückt eine andere Dimension in den Blick und wird die Betonung etwas anders gelegt. Ungleichzeitig sind in der Terminologie der historischen Forschung Entwicklungen unterschiedlicher Geschwindigkeiten, oder der Ausdruck wird verwendet, um im Kontext gesellschaftlicher Entwicklung ein Nebeneinander von sich verändernden Strömungen mit solchen Elementen anzuzeigen, die eigentlich schon überwundenen Phasen entstammen, in deren Logik sie jedoch weiterhin stehen, was zu konflikthaften Verwerfungen im gesellschaftlichen Ganzen führen kann (kritisch zu dem Begriff vgl. Landwehr 2012). Als der Ausdruck um 1800 aufkam, klang die Gegenüberstellung von ‚alter‘ und ‚neuer Zeit‘ mit hinein, auch hier also Temporalität und ein Fortschrittsgedanke: So wird etwa eine gesellschaftliche Gruppe markiert als diejenige, die die ‚Vorwärtsentwicklung‘ der anderen aufhält, oder es wird eine Spannung zwischen nicht zusammenpassenden Entwicklungsbewegungen und -geschwindigkeiten konstatiert. Damit würde das Unzusammenpassen(de) gewissermaßen zur Ungleichzeitigkeit der Zeit mit sich selbst (vgl. Postone 1998 mit einem Verweis auf Derrida), als Motor gesellschaftlicher Krisen ausgemacht – so etwa diskutiert von Ernst Bloch (1931/1973) im Zusammenhang mit dem Ausbruch des Ersten Weltkriegs, für den er jene Gleichzeitigkeit des Ungleichzeitigen als ursächlich ansah. Wir hätten es also nicht nur mit einer zeitlichen, sondern einer „Niveaudifferenz“ (Uhl 2011, S. 167) zu tun, mit gleichzeitig verbreiteten, einander aber widersprechenden Systemen der Weltauffassung und Welterklärung, die jeweils eigenen, in sich stimmigen Logiken folgen. Bloch (1931) erläutert dies am Beispiel des Unterschiedes zwischen bäuerlichen und städtischen Schichten: Weil die Menschen auf dem Land, die armen Zwergbauern ebenso wie die reichen Großbauern, in einer spezifischen Abhängigkeit von Boden, Wetter und Jahreszeiten leben, sei

ihre Verführbarkeit durch Nationalsozialisten und Antisemiten anders eingefärbt als in den städtischen Schichten, wobei insbesondere die bürgerliche Jugend „zerfallener“ (S. 105) und eben deshalb verführbarer sei – „ältere Seinsarten“, schreibt er, kehrten aktuell wieder, auch ältere Denkart und Hassbilder, und die Ungleichzeitigkeiten der wirtschaftlichen Entwicklung und der prekären Situation der Mittelschichten steigere sich in einem „orgiastischen Hass gegen die Vernunft“ (S. 110). Dass die unterschiedlichen Eigenlogiken mit ihren jeweils unterschiedlichen Entwicklungsgeschwindigkeiten und -richtungen in Kollision geraten, lässt dann nicht zuletzt auch das anwachsen, was Bloch das „historisch Unabgegoltene“ nennt, ein Gefühl von sich aufstauender Wut darüber, dass das schon im Horizont des Erreichbaren Vermutete nicht eingetreten ist.³

Und nicht zuletzt – wenn auch ungeplant, denn das führt über unser eigentliches Thema hinaus – erinnert der Bezug auf das gleichzeitig Unzusammenpassende auch an die Diskussionen in der Frühphase der feministischen Theoriebildung, im Anschluss etwa an Luce Irigaray, mit ihrem starken Impetus, dass Weiblichkeit sich nicht festlegen lassen solle auf eine Eindeutigkeit, die einem patriarchalen Diskurs und Denken entstammt – was bei Irigaray zu der Suche nach einem ‚anderen Sprechen‘ führte und Eva Meyer zu dem Diktum „Ich werde nie mehr von mir sagen, ich sei dies oder das. [...] Ich bringe die Wahl zwischen zwei sich ausschließenden Möglichkeiten zum Ausdruck, zwischen dem Zustand selbst und der ihn übersteigenden Möglichkeit“ (Meyer 2003, S. 5) – was aber mit der Nähe zu Auflösung und Delir auch seine Grenze an sich trägt.

Das Problem auch der Begriffe ‚Ungleichzeitigkeit‘ und ‚Gleichzeitigkeit des Ungleichzeitigen‘ liegt aber vor allem in der Versuchung, das gleichzeitig bestehende Ungleiche/Differente in eine nicht nur zeitlich verstandene Hierarchie zu bringen und die darin wirksamen Eigenlogiken ungleichzeitiger Entwicklungen zu übersehen. Damit würde eine entscheidende Dimension des Begriffs verloren gehen, nämlich gerade der Bezug auf Differenz – Differenz hier nicht im Sinne von Verschieden-Sein, sondern des Different-Seins, des (Sich-)Unterscheidens als Differenzierung in relationalen Beziehungen – und wir würden wiederum dazu verleitet, die Differenz zu identifizieren, zu temporalisieren und zu hierarchisieren. Damit kämen wir auf eine völlig falsche Spur, weil die Ungleichzeitigkeit im Geschlechterverhältnis nach unserem Eindruck viel mehr mit der Eigenlogik unterschiedlicher gesellschaftlicher Bereiche, Lebensweisen und Arbeitsverhältnisse zu tun hat als mit einem Davor-Danach, d. h. mit einem Fortschritt, der in einigen Segmenten oder von einigen gesellschaftlichen Gruppen bereits vollzogen und von anderen noch nicht erreicht wäre.

3 Assoziationen an aktuelle politische Verlautbarungen sind sicher nicht zufällig.

Diese begrifflichen Schwierigkeiten sind es also, die durch den *slash* in dem titelgebenden Wort „Un/Gleichzeitigkeit“ repräsentiert werden sollten.

Im Geschlechterverhältnis, auch in der Art und Weise, wie sich Individuen als Frauen oder als Männer entwerfen, und in den Räumen, die Frauen zugänglich sind oder die sie für sich schaffen, haben wir ständig, und nicht erst seit heute, mit einer Gleichwertigkeit von nicht-zusammenpassenden, widersprüchlichen Phänomenen zu tun, die gewissermaßen unterschiedlichen zeitlichen Schichten angehören, ohne dass diese jedoch in einer logischen oder chronologischen Zeitebene abgebildet werden könnten: Die Frauen, die die Wahl eines sogenannten konservativen Familienmodells bevorzugen, sind nicht einfach in einem ‚Noch-Nicht‘ der Emanzipation, Selbständigkeit oder was-auch-immer befangen, sondern bewegen sich in einer anderen Logik, die ihrerseits in sich stimmig ist und ethisch und politisch ausbuchstabiert werden kann. Gleichwohl neigt der öffentliche Diskurs, auch der feministische oder der ‚Gender‘-Diskurs, dazu, die Problematik der Gleichzeitigkeit von Verschiedenem zu übergehen zugunsten vor schnell wertender und hierarchisierender Einschätzungen. Und auch wenn die Frauen in den 1860er Jahren, zu Beginn der ersten Frauenbewegung, diese Widersprüchlichkeiten und Spannungen ähnlich empfunden haben mögen, erscheinen sie uns heute als ganz besonders eklatant – eben, weil auch wir insgeheim von einer Fortschrittsvorstellung ausgehen (jedenfalls nicht ganz frei davon sind). Die sogenannten ‚Errungenschaften‘ der Frauenbewegung werden ein wenig schal angesichts der großen Persistenz oder dem Wiederaufflammen sexistisch-traditionalistischer Äußerungen, Haltungen und Politiken – und unser zentraler Punkt für das Projekt und den beschriebenen Arbeitsprozess war denn auch gerade die Frage, ob hier eine Zeitlichkeit eine Rolle spielt – ob wir es also mit einem ‚Rückfall‘ in überwunden geglaubte Strukturen zu tun haben – oder ob sich Beharrungstendenzen zeigen, die verhindern, dass neu entstehende Selbstverständnisse sich materialisieren und zu Denkgewohnheiten werden können. So ist es auch bei einer spezifischen Ungleichzeitigkeit, die uns in den letzten Jahren im Kontext von Erziehungswissenschaft und der Diskussionen über die Berufswahl junger Erwachsener viel beschäftigt hat: dass von Jugendlichen und jungen Erwachsenen erwartet wird, dass sie geschlechts-*atypische* Berufswege einschlagen, aber in der Spiel- und Bilderwelt von Kindern die Sphärentrennung des 19. Jahrhunderts zwischen Piraten und rosa Prinzessinnen mehr denn je zuvor regiert. Ist dies als ein ‚Noch-Nicht‘ zu fassen? Wohl kaum – eher zeigt sich hier ein Widerspruch, der einen anderen Analysezugang verlangt, denn hier haben wir es weniger mit einem Überdauern einer schon überholten Zeitlichkeit zu tun, oder mit einer Diskontinuität, sondern ganz offensichtlich wird hier (wie auch immer interessengeleitet) eine Struktur geradezu inszeniert und aufgebaut, die tatsächlich schon vergangen war – die also re-inszeniert wird.

Wir haben deshalb der Un/Gleichzeitigkeit die Begriffe „Struktur“ und „Dynamik“ beigesellt, um deutlich zu machen, dass wir es nicht mit zufälligen historischen Artefakten zu tun haben.

Strukturen, so heißt es bei Koselleck (2006, S. 487), sind „jene Bedingungen, die in die menschlichen Handlungen eingehen und sie ermöglichen, indem sie sich wiederholen“. Was sich „überraschenderweise und von Tag zu Tag ändert“ bietet keine Hilfe, um Strukturen zu erkennen, sondern nur die Zusammenschau vieler empirischer Einzelfälle, in denen jene Strukturen unerkannt enthalten sind (ebenda). Wiederholungsstrukturen, schreibt er, liegen allen Institutionen zugrunde: der Arbeit, dem Recht und den gesellschaftlichen Institutionen – und keine Innovation, sei sie sprachlich oder sachbezogen, könne so revolutionär sein, „dass sie nicht weiterhin auf vorgegebene Wiederholungsstrukturen angewiesen bliebe“ (Koselleck 2010, S. 114). Das Verbindungs- und Verweisungsgefüge solcher Strukturen funktioniert so lange und so gut, wie es von gemeinsamer Übereinkunft getragen wird, die umso haltbarer ist, je öfter sie durch wiederkehrende Bezugnahmen für passend befunden und als gültig dargestellt wurde. Und die Elastizität der Struktur gewinnt mit ihrer Fähigkeit, Dissensäußerungen und Veränderungsansinnen in einem gewissen Umfang zuzulassen und zu integrieren. Deshalb sind Strukturen, zumal institutionalisierte, so schwer veränderlich (vgl. Koschorke 2012, S. 314 ff.; Douglas 1991).

An dieser Stelle erhält nun die „Dynamik“ ihren Platz. Dynamik ist erneut ein unbestimmter Begriff, etymologisch verwandt mit ‚dynamein‘: vermögen, können, bewirken, bezwecken – und birgt deshalb eine große ungerichtete, unplanbare und unbezähmbare Potentialität. Der Ausdruck bezeichnet deshalb – so noch einmal mit Bloch – auch das Mögliche, das ‚In-Möglichkeit-Seiende‘, das sich im einmal angestoßenen Prozess ergeben kann – aber Dynamik benötigt als Antrieb eben gerade den Widerspruch, den sie aus dem Zusammenprall mit den Strukturen, also mit dem ‚was ist‘, bezieht.

In allen in diesem Band vorgelegten Beiträgen ist diese Problematik auf die eine oder andere Weise in die Reflexion ihres je konkreten Gegenstandes eingegangen und dort präsent – auch die Kapitelstruktur des Bandes hat sich aus den stattgehabten Diskussionen und ihren thematischen Schwerpunkten ergeben.

Räume für offenes, theoriegeleitetes und nicht unmittelbar auf den kurzfristigen und direkten Nutzen ausgerichtetes Denken sind an den Universitäten inzwischen eher zum Luxus geworden, zu sehr dominieren gegenwärtig die Anforderungen an Drittmittelerwerbung oder die Bewältigung von Managementaufgaben den Alltag von Wissenschaftlern und Wissenschaftlerinnen. Durch ihre großzügige Förderung ermöglichte die Fritz Thyssen Stiftung die Begegnung und den produktiven wissenschaftlichen Austausch von Geschlechterforscher*innen in einem solchen Reflexionsraum – dafür möchten wir an dieser Stelle herz-

lich danken. Und wir wünschen uns, dass die hier vorgestellten Erkenntnisse aus Werkstattgesprächen und Konferenz als Anregungen wirken und viele Anlässe zum Weiterdenken bieten.

Wir wünschen allen Leser*innen eine anregende Lektüre!

Literatur

- Aulenbacher, Brigitte, B. Riegraf, und H. Theobald, Hrsg. 2014. *Sorge: Arbeit, Verhältnisse, Regime. Soziale Welt Sonderband 20*. Baden-Baden: Nomos.
- Bloch, Ernst. 1931/1973. Ungleichzeitigkeit und Pflicht zu ihrer Dialektik. In *Erbschaft dieser Zeit*, 104–160. Frankfurt a. M.: Suhrkamp Verlag.
- Douglas, Mary. 1991. *Wie Institutionen denken*. Frankfurt a. M.: Suhrkamp Verlag.
- Koschorke, Albrecht. 2012. *Wahrheit und Erfindung*. Frankfurt a. M.: S. Fischer.
- Koselleck, Reinhart. 2006. *Begriffsgeschichten*. Frankfurt a. M.: Suhrkamp.
- Koselleck, Reinhart. 2010. Wiederholungsstrukturen in Sprache und Geschichte. In *Vom Sinn und Unsinn der Geschichte*, 96–114. Berlin: Suhrkamp Verlag.
- Landwehr, Achim. 2012. Von der ‚Gleichzeitigkeit des Ungleichzeitigen‘. *Historische Zeitschrift* 295/1: 1–34. <http://www.mgh-bibliothek.de/dokumente/b/bo66425.pdf>. Zugegriffen: 2. April 2018.
- Meyer, Eva. 2003. *Von jetzt an werde ich mehrere sein*. Frankfurt a. M.: Stroemfeld/Nexus.
- Postone, Moishe. 1998. Dekonstruktion als Gesellschaftskritik. *Krisis* 21/22. <http://www.krisis.org/1998/dekonstruktion-als-gesellschaftskritik/>. Zugegriffen: 2. April 2018.
- Schmieder, Falko. 2017. Gleichzeitigkeit des Ungleichzeitigen. Zur Kritik und Aktualität einer Denkfigur. *Zeitschrift für kritische Sozialtheorie und Philosophie*; 4(1-2): 325–363; <https://www.degruyter.com/downloadpdf/j/zksp.2017.4.issue-1-2/zksp-2017-0017/zksp-2017-0017.pdf>. Zugegriffen: 2. April 2018.
- Uhl, Elke. 2001. Ungleichzeitigkeit. In *Historisches Wörterbuch der Philosophie*, Bd. 11, 166–168. Basel: Schwabe.
- Wetterer, Angelika. 2003. Rhetorische Modernisierung: Das Verschwinden der Ungleichheit aus dem zeitgenössischen Differenzwissen. In *Achsen der Differenz. Gesellschaftstheorie und feministische Kritik II*, Hrsg. Gudrun-Axeli Knapp und A. Wetterer, 286–319. Münster: Westfälisches Dampfboot.